

Replik

Aaron Sahr

Kredit, Kapital, Kaufkraft

Dimensionen der Geldsoziologie

1 Einleitung

Geld liegt in der Rechtsform der Forderung vor und kommt auch als diese – also durch den Akt der Verschuldung – in die Welt.¹ Forderungen sind soziale Beziehungen zwischen zwei konkreten Akteuren – einem Gläubiger und einem Schuldner. Im Falle des Giral- oder Buchgeldes ist der Gläubiger der Begünstigte eines Bankkontos und der Schuldner die private Geschäftsbank, die das Konto anbietet. Bargeld ist als Schuld der Noten- oder Zentralbank vermerkt. Auch Bargeld kommt nicht durch das physische Drucken, sondern das Registrieren des entsprechenden Schuldbetrags als Geld in die Welt. Es spricht vieles dafür, diese soziale Form des Geldes als Spezifikum kapitalistischer Gesellschaften anzusehen (Schumpeter 1987, 2009; 2017; Ingham 2004; Hodgson 2015). Im Kapitalismus werden Zahlungen und Investitionen mit Bankschulden durchgeführt – das ist die Ausgangsüberlegung der neueren Geldforschung, zu der sich *Das Versprechen des Geldes* (Sahr 2017a) – im Folgenden kurz: *Versprechen* – zählt. Die Ausgangsüberlegung der neueren Geldforschung, zu der in der Ökonomik der Gegenwart vor allem die Modern Money Theory (MMT) gehört (Wray 2012; Ehnts 2017), ist für Anhänger traditioneller Geldtheorien ungewohnt. Sie haben sich vor allem für Geld als etwas Verwendbares und Verteilbares interessiert, dem die gesellschaftliche Konvention einen weitreichenden und universellen Wert verliehen hat – als ein Vermögen, sozusagen, nicht aber als eine soziale Beziehung vom Typ des Versprechens. Zwar wurde der Wert des Geldvermögens (seine Kaufkraft) selbstredend stets als soziales Verhältnis gedacht, als ein Versprechen auf Güter und Dienstleistungen. Aber man hat die Schuldkonstitution dieses Werts nicht ernst genug genommen. Der neueren Geldforschung geht es dementsprechend nicht in erster Linie um den Wert des Geldes. Vielmehr geht es dieser neueren Geldforschung darum, Geld ausgehend von der Beobachtung zu verstehen, dass jedes Guthaben immer auch als Schuld existiert und insofern eine Gläubiger-Schuldner-Bezie-

1 Das gilt im Übrigen nicht nur für den Fall der Kreditvergabe. Sondern auch für den Fall, dass Banken Vermögenstitel mit dafür geschaffenen Geld kaufen. Da dieses Geld eine Forderung gegen die kaufende Bank ist, wird sie zum Schuldner des Verkäufers.

hung, ein Versprechen darstellt.² Geld ist dabei als jene Schuld zu verstehen, durch die normalerweise andere monetäre Schuldbeziehungen innerhalb eines Währungsraumes ersetzt werden können. Das heißt, dass man mit seiner Bankschuld oder der Schuld der Zentralbank (Bargeld) jene Schulden ersetzen kann, die man etwa beim Kauf eines Brötchens beim Bäcker eingehen würde. Der Bäcker hat fortan die Schuld einer Bank zur Verfügung, die Kundin im Austausch Brötchen – und ist zu einem geringeren Maß Gläubiger ihrer Bank. Diese Herangehensweise an das Phänomen Geld als Beziehung kann man die *kredittheoretische* Herangehensweise nennen. Sie widersteht dem etablierten Impuls, Geld als ein wertvolles Vermögen in Analogie zu Sachwerten zu verstehen. Die Kredittheorie begreift Geld als eine sehr konkrete soziale Beziehung, mit der sich andere Beziehungen dieses Typs auflösen und ersetzen lassen. Ein Teil der mühevollen und konstruktiven Kritik, die Jürgen Beyer, Christoph Deutschmann, Oliver Kuhn, Andreas Langenohl und Hanno Pahl *Versprechen* entgegengebracht haben, bezieht sich auf die Reichweite dieser theoretischen Umstellung. Andere Anmerkungen beziehen sich eher auf das analytische Angebot, das im zweiten Teil des Buches formuliert wird. Hier geht es darum, die Veränderungen der OECD-Finanzsysteme seit den 1970er Jahren aus dem Blickwinkel eines kredittheoretischen Geldbegriffs zu begutachten. Details sind im einleitenden Aufsatz dargelegt. Ich bin allen Autoren zu Dank verpflichtet und freue mich über das Interesse an meiner Arbeit – und, soviel darf ich vielleicht für die Mehrheit der Rezensenten sagen, das explizite Wohlwollen, mit dem das Buch aufgenommen wurde. Es ist unmöglich und auch nicht zielführend, zu allen Anmerkungen der fünf Texte Stellung zu nehmen – allein schon, weil zahlreiche Hinweise von mir lediglich im Merkheft für künftige Forschungen registriert werden können. Wenn die folgende kurze Replik allzu eklektisch erscheint, so kann ich dies nur in Verbindung mit der Versicherung entschuldigen, dass die vielen, hier nicht mehr explizit gewürdigten Anregungen dank des Merkhefts nicht verloren sind.

2 Kaufkraft

Ein Kritikkomplex dreht sich meinem Eindruck nach um den Vermögenscharakter des Geldes. Man könnte sagen, ganz klassisch um die Verwendung von Geld als Kaufkraft, als Tauschwert. Anders als Langenohl, Kuhn oder Pahl leuchtet es Deutschmann nicht ein, warum der Geldbegriff der Soziologie neu ausgerichtet werden sollte. Weil ihm bereits die Axiomatik der Leitfrage von *Versprechen* zuwider ist, findet er an der darauf aufbauenden Argumentation wenig Überzeugendes.³ Es wäre ihm lieber gewesen, ich hätte andere Dinge über andere Phänomene – beispielsweise andere Zeiträume – gesagt. Dar-

2 So etwa auch die Prämisse des DFG-Forschungsnetzwerks »Politics of Money« (www.politicsofmoney.org [26.04.18]).

3 Wohl weil man mutmaßlich in sich zusammenstürzenden Gebäuden nicht mehr so viel Detailaufmerksamkeit schenken muss, unterstellt Deutschmann mir einiges vergessen zu haben, was tatsächlich Erwähnung findet. Beispielsweise die Berücksichtigung umfangreicher staatlicher Rettungsprogramme für strauchelnde Finanzfirmen.

auf zu replizieren ist schwierig. Meine Argumente sind mit einem historischen Index versehen und explizit nicht als Theorien aller Varianten von Geld zu verstehen. Meinem Verständnis nach schießen allerdings ebenso einige seiner Kritikpunkte am Ziel vorbei, die sich tatsächlich auf meinen Gegenstand beziehen. Deutschmann meint beispielsweise, die Argumentationslinie in *Versprechen* würde es sich zu einfach machen, weil die aufgeworfenen Theoreme allenfalls für den Bankensektor Bestand hätten. Ich neige dazu, dies einfach als Lob zu lesen – schließlich ist Geld eine Schuld des Bankensystems, wo, wenn nicht hier, müssen Geldtheorien funktionieren? Es ist gerade der Clou der neueren Geldforschung, den Geldbegriff nicht mehr auf etwas außerhalb des Bankensystems zu beziehen (wie es die wert- oder warentheoretische Tradition versucht hat). Der soziologische Begriff »Geld« bezeichnet ein Beziehungsgeflecht in und um das Bankensystem. Natürlich müssen geldsoziologische Thesen vor allem hier Bestand haben. Das ist der Ausgangspunkt, den ich im einleitenden Text zu diesem Forum nochmal bündig darzustellen versucht habe. Deutschmann überzeugt dieser Ausgangspunkt gar nicht, er wirbt stattdessen für eine traditionelle Perspektive, die Geld als Eigentumstitel beobachtet und seine schuldvertragliche Konstitution beiseite stellt. Ein Umgang mit Eigentumstiteln funktioniert aber, so Deutschmann, gut warentheoretisch, eben nicht wie Kredite. Ich hätte übersehen (was ich bestreiten würde), dass monetäre Eigentumstitel beispielsweise per definitionem knapp sind und deswegen irgendwie doch besser durch die Warentheorie zu beschreiben seien. Dabei steht völlig außer Frage, was etwa Luhmann gesagt hat: moderne Ökonomien stellen Knappheit (vor allem) durch Privateigentum her. Nur weil Eigentum es erlaubt, andere vom Zugriff auszuschließen, entsteht eine Situation, in der Zugriffe auf diese Titel weitere Zugriffe (im Konkreten) verunmöglichen und (im Allgemeinen) unwahrscheinlicher machen. Die ganze Mühe, diesen Sachverhalt im Buch (Kapitel 4) nochmal im Detail aufzurufen, erfolgte allein zu dem Zweck, genauer zu verstehen, warum die Geldschöpfung (sic!) nicht mit den aus der Geldverwendung gewonnenen Begrifflichkeiten beschrieben werden kann. Wenn Deutschmann nun sagt, wenn man woanders hinblickt (nämlich auf den Umgang mit Geldvermögen), sieht man etwas Anderes, schießt er an meinem Argument vorbei. Sein Hinweis, die Geldverwendung funktioniert anders als die Geldschöpfung, ist mein eigenes Argument mit anderen Vorzeichen und durch nichts in *Versprechen* herausgefordert. Deutschmann hat jene warentheoretische Tradition der Geldsoziologie maßgeblich mitgeprägt, von der die jüngere Debatte sich absetzt. Seine Rezension macht den Scheideweg geldsoziologischer Debatten noch einmal wunderbar deutlich, ohne den bereits in *Versprechen* (v.a. S. 95-111) berücksichtigten Argumenten Neues hinzuzufügen.⁴

4 Auch mit der Knappheit von Eigentum vermisst Deutschmann etwas in *Versprechen*, was meinem Eindruck nach Erwähnung findet (vielleicht nicht ganz so, wie er es sich wünscht). Ebenfalls schwer macht Deutschmann mir das Replizieren mit einem weiteren sehr grundsätzlichen Einwand. Er merkt an, dass das, was ich als »euphorische« Konfiguration der Kreditpraxis (also, in meiner Terminologie, des Geldes in der historischen Episode, die mich interessiert hat) beschreibe, besser als »Spekulationsblase« zu fassen sei. »Blase« ist allerdings ein Begriff aus einer akteurszentrierten (und mikroökonomischen) Theorietradition, die auch dort nur begrenzte Erklärungskraft hat. Mir ging es in dem entsprechenden Abschnitt ganz explizit darum – deswegen die Ausführungen zu »Pra-

Beyers Kritik geht teilweise in dieselbe Richtung wie Deutschmanns primärer Einwand, sie ist aber konstruktiv angelegt und deswegen – wie ich finde – auch präziser. Ihm gelingt dabei ferner eine äußerst ausgewogene Rekapitulation meiner Argumentation, wodurch seine Bedenken umso schlagender werden. Ich will versuchen, einen Punkt, der mir zentral erscheint, zu paraphrasieren. Es gibt zahllose Praktiken, in denen Geld als Vermögenswert behandelt wird, als Ware sozusagen. Geld wird verschenkt, verliehen, ausgegeben und dabei kulturell markiert und differenziert. Forschungen haben gezeigt, dass Herkunft (etwa gewonnenes oder verdientes Guthaben) oder Geschlecht (ob eine Frau oder ein Mann das Geld verdient hat) ganz unterschiedliche Verwendungslogiken von Guthaben nach sich ziehen können. Die Tatsache, dass Guthaben eine Bankschuld ist schwimmt in der alltäglichen (oder außeralltäglichen) Behandlung und Deutung von Geld als Vermögen. Die Kredittheorie des Geldes sollte deswegen als Theorie begrenzter Reichweite behandelt und nur äußerst sparsam eingesetzt werden. Indem man auf eine Entscheidung zwischen Waren- und Kredittheorie beharrt, so die eindringliche Anmerkung Beyers, verspielt man den strategischen Vorteil der Soziologie gegenüber der Ökonomie, weil erstere nämlich genau diese Pluralität monetärer Praktiken als Trumpf einsetzen sollte. Betont man die Schuldperspektive so stark, wie ich es in *Versprechen* tue, verdeckt man die Vielstimmigkeit monetärer Interaktionen geradezu und verkauft die Soziologie unter ihren Möglichkeiten.

Das hatte ich natürlich nicht vor – im Gegenteil. Der Hinweis, dass die Reproduktion des Beziehungsgeflechts »Geld« maßgeblich auf der paraökonomischen Praktik der Geldschöpfung beruht, ist eher ein Hinweis auf ein Potenzial sozial- und kulturwissenschaftlicher Deutungshoheit gegenüber klassischer Ökonomik (mit dieser Formulierung habe ich bereits Langenohls Kritik der monodisziplinären Perspektive internalisiert). Immerhin geht es hier um Beziehungen und da kommen wir ins Spiel, nicht die auf Transaktionen fixierten orthodoxen Ökonomen. Natürlich behandeln Menschen die monetäre Schuld ihrer Bank irrtümlich die ganze Zeit so, als wäre es ein »reines« Vermögen – und dieser Irrtum kann sowohl lebensweltlich absolut sinnvoll sein (weil es für mich eben zumeist gar keine Rolle spielt, dass man eine Bankschuld mit sich herumträgt), als auch systemisch sinnvoll (i.S.v. systemfunktional). Sicherlich hängt auch die von mir in den Vordergrund gestellte Reproduktion des Beziehungsgeflechts auf essentielle Weise davon ab, dass viele Menschen Geld so wie ein Vermögen behandeln.⁵ Die Existenz multipler »Dimensionen« berührt das kredittheoretische Argument im Kern aber nicht wirklich. Es entgegnet einer zuvor vor allem waren- und tauschtheoretisch aufgestellten Geldtheorie zunächst nur: die Reproduktion des Beziehungsgeflechts, das wir Geld nennen, ist nicht allein durch Konzeptionen zu erfassen, die Geld als Vermögen und den Umgang mit Geld als Tausch beschreiben. Mir ging und geht es weiterhin um die Frage, wie eigentlich eine soziologische Theorie des modernen Geldes aussehen

xisvertrauen« und »Vertrauenklima« – eine Beschreibung der Entwicklungen anzubieten, die nicht aus der Ökonomik stammt und deswegen an den methodologischen Individualismus gebunden ist.

5 Hierüber habe ich auch mit Klaus Kraemer und seinem Kolloquium an der Universität Graz ausführlich diskutiert. Ich bedanke mich noch einmal für dieses anregende Gespräch!

müsste, wenn sie zuerst und vor allem auf den Beziehungscharakter blickt. (Dafür spricht unter anderem, dass die Dynamik des Beziehungsgeflechts maßgeblich von Beziehungsbildung aus dem Nichts und nicht dem Einsatz von Vermögen bestimmt ist.) Dieser Umstand hätte allerdings von mir sicherlich noch präziser ausgewiesen werden können. Aber da ich mich selbst für einen eher dezisionistischen Argumentationsstil entschieden habe, will ich Beyer und Deutschmann die Spiegelung dieses Stils nicht vorwerfen. Im Gegenteil, ich halte beide Aufschlüsse auch aufgrund ihrer scharfen Abgrenzung für sehr fruchtbar, weil sie sich noch einmal bemühen, die Trennlinie zwischen einer Soziologie des Geldes als Beziehungsgeflecht und einer Soziologie von Umgangspraktiken mit Vermögen scharf zu stellen.

In meiner Wahrnehmung sind diese beiden möglichen Antworten auf die Frage, was Geldsoziologie eigentlich macht, hierarchisch zu verstehen. Auch wenn Menschen Geld wie ein Vermögen behandeln und es als Eigentumstitel für Käufer und Verkäufer auch knapp ist (was Deutschmann für einen Einwand gegen mein Argument hält), so ändert sich doch auch ohne ihre Wahrnehmung mit jeder Transaktion das Beziehungsgeflecht. Das heißt: selbst wenn das Hantieren mit Geld für diejenigen, die hantieren, mit ganz anderem (nämlich warentheoretischem) Sinn ausgestattet wird, verändert sich das Beziehungsgeflecht. Die Logik von Geld als Kredit ist trotzdem am Werk. Ob das nun lebensweltlich reflektiert wird oder nicht, ist nicht ausschlaggebend. Jede Zahlung ändert Gläubiger- und Schuldnerpositionen. Wenn die beziehungstheoretische Tradition das als analytischen Ausgangspunkt voraussetzt, dann meint sie damit weder, dass dieser Sachverhalt in den Köpfen der Funktionsrollenträger reflektiert werden muss, noch, dass die kulturellen Deutungsmuster, Sinngeflechte und/oder Praktiken, bei denen andere Logiken greifen, nicht auch interessant und wichtig wären. Meine Argumentation in *Versprechen* impliziert keinesfalls einen Ausschluss all der vielfältigen Forschungsfragen im Umkreis des Geldes. Allerdings plädiert das Buch für ein anderes Axiom der Soziologie des (gegenwärtigen, d.h. kapitalistischen) Geldes. Das Argument dafür ist auch im einleitenden Beitrag zu diesem Forum noch einmal nachzulesen und wird weder von Beyer noch von Deutschmann im Kern diskutiert. In seiner kürzesten Form lautet es wie folgt: Beobachtet man Geld als einen Eigentumstitel (d.h. ganz traditionell warentheoretisch), verbleibt man innerhalb der Wahrnehmungswelt von Akteuren. Das kann man als Vorzug werten, ich tue das aber nicht. Man sieht dann im Bezahlen einen Tausch von Assets und die stets mitlaufenden Aktivitäten des Bankensystems wären lediglich ein Rauschen im Hintergrund des Geldes. Eine Theorie der Geldschöpfung hätte man mit dieser, im einleitenden Aufsatz werttheoretisch genannten Perspektive, noch nicht. Schließlich sind es nicht Entscheidungen über den Einsatz von Eigentumstiteln, sondern Verschuldungsbegehren und Kreditwürdigkeitskalkulationen, die die Reproduktion dieses Geflechts antreiben. Die beziehungstheoretische Perspektive abstrahiert von den Imaginationen der alltäglichen Geldverwendung und beschreibt sowohl die Schöpfung von Geld als auch den Umgang mit Geld als Knüpfung, Aufrechterhaltung und Terminierung von Schuldverhältnissen. Sie ist, weil sie Umgang mit Geld und Geldschöpfung korrekt erfassen und damit die Reproduktionsdynamik des Geldgeflechts abbilden kann, zumindest deskriptiv leistungsfähiger als die traditionelle Geldtheorie. Einer Soziologie des Geldes eine Be-

forschung pluraler Umgangspraktiken mit Geld als etwas mit Kaufkraft beizuordnen, ist weder ausgeschlossen noch unerwünscht. Vielmehr ist Beyer (und auch bei Langenohl und Kuhn finden sich diese richtigen und wichtigen Hinweise) zuzustimmen, dass diese Soziologie des Geldvermögens in die Reproduktionsfrage integriert werden müsste. Die Reproduktionsfrage wird aber nur aus einer beziehungstheoretischen Perspektive als Kernfrage der Geldsoziologie bestimmbar. Insofern ist sie sozusagen vorgängig, ohne autonom vollständige Erklärungen anbieten zu können.

3 Kapital

Einer der vielen von Andreas Langenohl scharfsinnig formulierten Hinweise beschäftigt mich auch bereits eine Weile. In seinem im Grundsatz sehr wohlwollenden Einsatz zeigt er präzise ein etwas anders gelagertes Reichweitenproblem auf. Geht es, so seine Frage, mir als Autor mit der Praxistheorie des Kredits nicht »eigentlich um eine Praxistheorie des *investierten* Kreditgeldes« (in diesem Heft, S. 103), also um eine Theorie des Kapitals? Die prägnante Begründung dieser Vermutung kann (und sollte) an entsprechender Stelle nachgelesen werden, sofern noch nicht geschehen. *Das Versprechen des Geldes* ist ein Versuch einer Soziologie des kapitalistischen Geldes, mehr noch, des kapitalistischen Geldes in einer historisch und geographisch sehr eng begrenzten Episode seiner Geschichte. Sie ist als solche aber offenbar nicht hinreichend deutlich ausgewiesen. Diese Kritik kann ich nur zerknirscht annehmen. Ich habe diese Perspektive im Anschluss (Sahr 2017b) noch einmal präziser bestimmt. Unter der Leitfrage einer kredittheoretisch fundierten Geldsoziologie (die sich fragt, wie die Reproduktion des Beziehungsgeflechts eigentlich gelingt) gerät notwendig die Dynamik dieser Praxis in den Blick und damit (vornehmlich) das »investierte Kreditgeld«. Mir leuchtet auch deswegen jeder Hinweis der Rezensenten auf andere Praktiken des Geldes absolut ein und ich hatte wie gesagt nie vor, ihren Ausschluss zu implizieren. Mir wäre lediglich daran gelegen, wie oben angemerkt, zu fragen: wie sehen diese »anderen« Praktiken oder Logiken aus, wenn man nicht von einem tauschtheoretischen Startblock abspringt, sondern Geld als ein Beziehungsgeflecht in den Blick nimmt. Ob *Versprechen* hier besonders weit kommt, kann man diskutieren, dass es diese Perspektive nicht vollständig ausleuchtet, ist selbstredend unstrittig. Da aber alles Geld (heute) durch das Registrieren von Zahlungsverprechen in Bankbilanzen entsteht, muss man eine Soziologie des Beziehungsgeflechts von dieser Konstitution aus ans Werk gehen lassen.

Wenn Langenohl in diesem Kontext anmerkt, Teile der auf Basis des Begriffs »Versprechen« beschriebenen Entwicklungen ließen sich auch mithilfe des Gabentauschkonzeptes erfassen, so gibt es keinen Grund, das grundsätzlich zu bezweifeln. Vielleicht ließen sich sogar Dinge stärker herausarbeiten, als es mit dem Begriff des Versprechens möglich ist. Ganz im Sinne Healys (2017) sind Theorien immer zu wenig nuanciert, man muss eben schauen, mit welcher Komplexitätsreduktion man am weitesten kommt. Man muss begriffliche Entscheidungen abwägen, verschiedene Varianten durchspielen, argumentativ unterfüttern und auf das Ideal der Kohärenz hin arrangieren. Als Tausch be-

schreiben wir Wirtschaft allerdings fast immer (jedoch sicherlich häufiger als Äquivalenz- denn als Gabentausch). Die sehr einfache Leitidee von *Versprechen* ist: was, wenn wir mal versuchen, den Begriff Versprechen ernst zu nehmen und durchzuhalten? Und diese Leitidee ist eben nicht meine, sondern die Leitidee von Geldforschungen aus der heterodoxen Ökonomik, die vor allem von Ingham (2004) in die Soziologie eingeführt wurde. Diese Herausforderung, da stimmen, wenn ich das richtig sehe, zumindest Langenohl, Kuhn und Pahl mit mir überein, wurde von den Sozial- und Kulturwissenschaften zumindest noch nicht hinreichend aufgenommen. Es gilt, eigenständige Varianten oder Antworten auf diese ökonomischen Diskurse und Theorieformen zu finden. Damit will ich aber nicht ausschließen, das Konzept Gabentausch unterschätzt zu haben. Allerdings hat das Versprechen als analytisches Konzept gegenüber dem Tausch einen Vorteil: es beschreibt Verwendung *und* Schöpfung des Geldes, also das, was ich monetäre Praxis nennen würde. Man muss das Konzept »Tausch« schon arg strapazieren, damit es in einer Situation angewandt werden kann, in der das Getauschte nicht bereits vor dem Tausch vorhanden ist. Das hat auch Auswirkungen auf den Kapitalbegriff, weil eben die Frage, ob Banken ein Projekt finanzieren oder nicht, nicht durch gespartes, d.h. bereits vorhandenes Vermögen entschieden wird.

Mit einer vorgeschobenen Entschuldigung für die Oberflächlichkeit kann man die unterschiedlichen Analysepfade an Karl Marx verdeutlichen. Marx wird generell – und nicht zu Unrecht – der Warentheorie des Geldes zugeordnet. Für ihn ist Geld letztendlich »exchange power« (Foley 1983), also wertvolles Eigentum. Dieser Geldbegriff ist ein Element eines konzeptuellen Dreiecks. Die Geldtheorie steht in Resonanz mit der Theorie des Kapitals und des Mehrwerts. Kapital ist für Marx dementsprechend zum Zwecke der Vermehrung eingesetzte »exchange power«, die zuvor akkumuliert, d.h. angespart wurde. Zuvor eingenommenes Eigentum ist die das System definierende Machtquelle in Marx' Kapitalismus. Diesem Schema wird dann auch das Kreditsystem untergeordnet. Deswegen vertreten Marxisten auch heute noch gerne die Intermediärentheorie des Bankensystems (vgl. dazu die Kritik in Ingham 2018) und kritisieren Kredittheorien des Geldes scharf (z.B. Shaikh 2016). Tatsächlich aber hängt das operative Geschäft von Banken, also die Entscheidung, ob eine bestimmte Investition getätigt werden kann oder nicht, nicht von in der Vergangenheit akkumuliertem Sparguthaben ab. Damit ist das Einsparen von Einkünften freilich nicht aus der Welt, aber der Gedankengang verweist eben auf mehr als eine simple Feststellung über die Operationen des Bankensystems. Es wird dann nämlich gerade zum Clou des Kapitalismus, Wertschöpfung und Handel durch ein Schuldbeziehungsgeflecht antreiben und vermitteln zu lassen, das selbst anderen, eben paraökonomischen Prinzipien folgt. Seine Dynamik wird durch individuelle Risikokalkulationen in kollektiven Erwartungsklimata bestimmt. Mehr noch, die ständige Vergrößerung des Beziehungsgeflechtes durch die Geldschöpfung auf Knopfdruck zeigt, dass Kapitalismus – wie Joseph Schumpeter (1987) schon richtig gesehen hat – in der Regel mit wachsenden Geldmengen zu tun hat, die nicht etwa durch zunehmende Produktion entstehen, sondern durch ständige Defizite. Es muss sich immer irgendjemand verschulden, um ein finanzielles Surplus zu erzeugen, das sich jemand aneignen kann (vgl. Sahr 2016; 2017b). Hier legt vor allem Kuhn den Finger in die Wunde, weil diese Versorgung von den priva-

ten Banken weg und hin zum »outside money« aus staatlichen Defiziten führt. Kuhn schließt also an Langenohls Kapitalfrage an, wenn er völlig zu Recht anmerkt, dass die Geschichte der Finanzialisierung ohne eine saldenmechanische Komponente lückenhaft ist. Staaten treten nicht nur als Retter in der Not oder Anbieter impliziter Subventionen auf, sondern versorgen in der Regel durch ständige Defizite den Privatsektor mit der Möglichkeit, zu sparen. Genauso würde ich auch weiterdenken wollen und ich bin für Hinweise wie diese sehr dankbar. An dieser Stelle kann mir erstmal nur daran gelegen sein, folgendes festzuhalten: Theorien des Geldes, Theorien des Kapitals und Theorien der Generierung von finanziellen Überschüssen (im makroskopischen Sinne) sind interdependente Konzepte. Wenn das stimmt, kann man von jedem dieser drei Elemente in eine Reflexion einsteigen – und alle Einstiege muss man im Lichte der kredittheoretischen Umstellung des Geldbegriffs von Vermögen auf Versprechen durchspielen. *Versprechen* leistet das nur von der Geldtheorie aus und bleibt deswegen in Bezug auf die anderen beiden Konzepte notorisch, aber fast schon notwendig, unscharf.

4 Kredit

Das Buch schließt sich mit dieser Perspektive einer Geldsoziologie an, die den Beziehungscharakter von Geld betont. Monetäres Guthaben ist immer, formal gesprochen, eine Schuld des Bankensystems. Weil diese Schulden aber nichts anderes versprechen können, als die Knüpfung und Auflösung weiterer Schulden des Bankensystems, ermöglichen und bedingen sich diese Beziehungen gegenseitig. Geld ist ein Beziehungsgeflecht, ein *money grid* (Mehrling 2017). Dieses Geflecht ist ständig in Bewegung, weil Schulden getilgt, neu geknüpft, geprüft oder umgebucht werden. Das ist aus soziologischer Perspektive hoch spannend, darauf hatte vor allem Ingham (2004) hingewiesen, weil es nämlich die Kontinuität dieser Praxis auf eine spezielle Weise erklärungsbedürftig macht. Welche psychologischen, sozialen, kulturellen, institutionellen, politischen oder technologischen Bausteine sind nötig, damit die Reproduktion des *money grid* gelingt? Wie motivieren Gesellschaften immer wieder Akteure dazu, Gläubiger und Schuldner zu werden, wie ermöglichen sie die Kalkulation, Ausgestaltung, Überwachung und Terminierung von Zahlungsverprechen? Und wie verändern sich Reproduktionsbausteine und –mechanismen? Das scheinen mir Varianten der Kernfrage der beziehungs- oder kredittheoretischen Geldforschung zu sein: *Wie gelingt die Reproduktion des Beziehungsgeflechts »Geld«?* Die Beantwortung dieser Frage läuft auf viel mehr als einen einzelnen Befund hinaus. Es dürfte eine unüberschaubare Vielfalt an Versatzstücken sein, die zusammengetragen werden müssen. Die Rezensenten weisen auf viele wichtige Aspekte hin, die in *Versprechen* nicht hinreichend gewürdigt sind. Das Buch beansprucht aber selbstredend auch nicht, die Klärung der Reproduktionsfrage erschöpfend zu leisten, sondern lediglich einen mit dem sozialontologischen Gerüst der Arbeit kompatiblen, dezidiert makroskopischen Beitrag zu formulieren. Einen Beitrag, der sich außerdem allein auf die Periode zwischen dem Ende des Gold-Dollar-Standards und der Finanzkrise von 2008 (und auf Leitwährungsgebiete) bezieht. Denn selbstverständlich kann eine solche Klä-

rung der Reproduktionsfrage nur als (raum- und) zeitsensitive, d.h. historische Hypothese geschehen. Es ist deswegen ebenso verständlich wie dankenswert, wenn Langenohl, Kuhn und Beyer auf viele andere Elemente einer solchen komplexen Antwort hinweisen. Einige zeigen etwa auf, dass meine makroskopische Perspektive sich – wie ich auch selbst angedeutet habe – natürlich nicht ohne weiteres auf die Meso- und Mikroebenen übersetzen lässt. An dieser Stelle ist allerdings nicht der Raum, um über die Selektivität von Zugriffsebenen im Allgemeinen zu diskutieren. Ich habe in *Versprechen* ausführlich dargelegt, warum mir hier ein makroskopischer Zugriff wichtig war. Mit der Heuristik von Vertrauen und Misstrauen habe ich dabei eine Möglichkeit vorgeschlagen, wie Geld auf dieser Ebene als Beziehungsgeflecht (und nicht als solitäre Beziehung) im Hinblick auf das Reproduktionsproblem untersucht werden könnte. Dabei kann ich Langenohl nur zustimmen, dass die Sozialontologie von *Versprechen* sehr grob ist, wenn es um die Kontinuierung oder auch Veränderung der Praxis in Episoden wie Krisen o.ä. geht. Hier hilft die Heuristik von Vertrauen und Misstrauen sicher nicht aus, weil es um vielschichtige und womöglich ganz andere Sinndimensionen geht, die in verschiedenen Öffentlichkeiten verhandelt werden. Die Rezensenten weisen auf einige solcher Ereignisse und Prozesse hin, deren Kausaldynamiken mit den basalen Struktureigenschaften, die ich in *Versprechen* in den Vordergrund stelle, wenig zu tun zu haben scheinen, jedenfalls durch diese keinesfalls hinreichend erklärt oder beschrieben werden können. Dabei bemerken einige Rezensenten vor allem die fehlende polit-ökonomische Dimension des Buches, besonders im Kontext der Finanzkrise. Diese Hinweise ordnen den Text völlig richtig ein, ich fühle mich da besonders von Pahl gut verstanden: *Das Versprechen des Geldes* sollte eher als Beitrag zur Grundlagenforschung einer politischen Soziologie oder politischen Ökonomie des Geldes verstanden werden, nicht als solche selbst.

5 Schluss

Pahl schließlich nimmt es mir außerdem ab, selbst den Brückenschlag zu meinem im Anschluss an *Versprechen* veröffentlichten Buch *Keystroke-Kapitalismus* (Sahr 2017b) zu wagen. Mit ihm liegt zumindest mein erster Versuch vor, in die als in *Versprechen* fehlend angemahnte politisch-ökonomische Sphäre vorzudringen. Pahl liest diese Untersuchung zum Zusammenhang von Geldschöpfung und Ungleichheit im Lichte auf Eigentumsrhetorik festgelegter Kapitalismustheorien und Gerechtigkeitsdiskurse (auch) als mögliche Variante einer öffentlichen Soziologie des Geldes.⁶ Die Beziehung zwischen Geldtheorie und öffentlicher Deutung wird zurzeit auch am Beispiel der MMT auch anderswo intensiv diskutiert (siehe Höpner 2018 für eine replizierende Übersicht). Pahl kommentiert meinen Vorschlag lobend, erhofft sich für die Zukunft aber auch noch andere, vielleicht innovativere Modelle öffentlicher Soziologie des Geldes, die jenes eher klassische ergän-

6 In *Keystroke-Kapitalismus* findet Kuhns völlig richtiger Hinweis bereits Gehör, dass Kapitalismus als »pen stroke«-Ökonomie beginnt. Gerade deswegen ist es so erstaunlich, welche untergeordnete Rolle die Geldschöpfungsmacht in vielen großen Kapitalismustheorien spielt.

zen, welches in *Keystroke-Kapitalismus* Anwendung findet. Dagegen hätte ich freilich nichts einzuwenden. Zu fragen, wer in einer Gesellschaft über Geldschöpfungsprivilegien verfügt, wer sie wie und warum einsetzt (oder darauf verzichtet) und wer davon profitiert, ist für die Gegenwart von enormer Bedeutung. Wenn *Versprechen* oder *Keystroke-Kapitalismus* auch nur ein wenig zu intensiveren fachlichen und öffentlichen Debatten über Geld anregen könnten, wäre ich vollkommen zufrieden.

Literatur

- Ehnts, Dirk (2017): *Modern Monetary Theory and European Macroeconomics*. London: Routledge.
- Foley, Duncan K. (1983): »On Marx's Theory of Money«. In: *Social Concept* 1(1), S. 5-19.
- Healy, Kieran (2017): »Fuck Nuance«. In: *Sociological Theory* 35(2), S. 118-127.
- Hodgson, Geoffrey (2015): *Conceptualizing Capitalism: Institutions, Evolution, Future*. Chicago: University Press.
- Höpner, Martin (2018): »Die Debatte um MMT: Eine Nachlese«. In: Makroskop, Beitrag vom 16.04.2018. Online unter: <https://makroskop.eu/2018/04/die-debatte-um-mmt-eine-nachlese/> (zuletzt aufgerufen am 27.04.2018).
- Ingham, Geoffrey (2004): *The Nature of Money*. Cambridge: Polity.
- Ingham, Geoffrey (2018): »Finance and Power«. In: *New Left Review* 109, S. 127-139.
- Mehrling, Perry (2017): »Financialization and its Discontents«. In: *Finance and Society* 3(1), S. 1-10.
- Sahr, Aaron (2016): »Reichtum aus Feenstaub. Das Free-Lunch Privileg des Keystroke-Kapitalismus«. In: Bude, Heinz/Staab, Philipp (Hg.): *Kapitalismus und Ungleichheit. Die neuen Verwerfungen*. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 25-44.
- Sahr, Aaron (2017a): *Das Versprechen des Geldes. Eine Praxistheorie des Kredits*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Sahr, Aaron (2017b): *Keystroke-Kapitalismus. Ungleichheit auf Knopfdruck*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Schumpeter, Joseph (1987): *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmergewinn, Kapital, Kredit, Zins und Konjunkturzyklus*. 7. Auflage. Berlin: Duncker & Humblot.
- Schumpeter, Joseph (2009): *Geschichte der ökonomischen Analyse*. Band 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schumpeter, Joseph (2017) [1939]: *Business Cycles. A Theoretical, and Statistical Analysis of the Capitalist Process*. Band 1. Eastford: Martino Fine.
- Shaikh, Anwar (2016): *Capitalism. Competition, Conflict, Crises*. Oxford: University Press.
- Wray, L. Randall (2012): *Modern Money Theory. A Primer on Macroeconomics for Sovereign Monetary Systems*. New York: Palgrave.

Anschrift

Dr. Aaron Sahr
Hamburger Institut für Sozialforschung
Mittelweg 36
20148 Hamburg
Aaron.Sahr@his-online.de

Noch einmal: Einheit der Soziologie in der Vielfalt ihrer Paradigmen?

Zur Wiederkehr einer alten Theorie-Debatte im Gewand einer Gründungs-Kontroverse

Immer und immer wieder kommt die Soziologie auf die Frage ihrer möglichen Einheit – in theoretischer, methodologischer und institutioneller Hinsicht – zurück. Zumindest wird stets erneut mit bemerkenswerter Zähigkeit für den Gedanken geworben, dass die Soziologie sich, wie andere Fächer auch, auf ein einheitliches Paradigma, auf genau eine verbindliche Erklärungsform sowie auf einen einheitlichen, vergleichsweise exklusiven metatheoretischen Vorbegriff des soziologischen Gegenstands (-bereiches) einigen müsste, z.B. um ihre Attraktivität bei externen Adressaten oder gar Auftraggebern ihrer Forschung zu befördern. Die Vielfalt der Ansätze, der »Paradigmen« – vielleicht wäre es schon angemessen zu sagen: der »Soziologien« – scheint diesen Vorstoß in Richtung Vereinheitlichung nicht zu entmutigen, sondern eher zu provozieren. Das muss nicht weiter überraschen: Wenn auch antipluralistische Überzeugungen zur Pluralität soziologischer Richtungen gehören, dann könnte die unerschütterliche Insistenz auf einer ein für alle Mal geklärten kanonischen Verfassung des Faches ganz einfach zum normalen Betrieb gehören. Zum Pluralismus der hybriden Disziplin (die erklären und verstehen will) gehört dann eben nicht allein der Status eines Gemischtwarenladens, in dem vieles zu haben ist, sondern auch das aus der langen Geschichte der Religions-»Dialoge« bekannte Oszillieren zwischen heterogenen Universalismen, die sich wechselseitig zu Partikularitäten herab interpretieren.

Dass der Ehrentitel einer »Wirklichkeitswissenschaft« dabei kein unstrittiges Kriterium für eine Vorzugsordnung zwischen Methoden, Theorien und Agenden der Soziologie programmieren kann, liegt zweifellos an der notorischen Mehrdeutigkeit der Normen seriöser »empirischer Forschung«. Dass empirischer Input theoriegeladen ist, wird kaum bezweifelt; wie genau die komplementäre Gegen-Flussrichtung von der Erfahrung in die Theorie, die jene Erfahrung dann wieder auflädt, zu bestimmen sei, das ist dann aber wieder – in Abhängigkeit von jeweiligen theoretischen Prämissen eigener Art – nur kontrovers verhandelbar. Wenn schon darüber – mit guten Gründen – keine Einigkeit (zwanglos) erzwungen werden kann, worin genau die empirische Rechtfertigung für theoretisch gehaltvolle Analysen bestehen müsste, und ob es hier nur eine einzige verbindliche Form geben sollte, dann gewinnt die *institutionelle* Infrastruktur der Soziologie gegenüber der wissenschaftsinternen Argumentation über mögliche Normen der paradigmatischen Einheit des Faches an Bedeutung. Die Soziologie kann nicht nur ihre eigene, interne epistemische Lage (reflexiv) diskutieren, sondern – weil sie ja Soziologie ist – auch ihre eigene »soziale Lage« in der Gesellschaft, ihre »Funktion«, ihren »Auftrag« beobachten. Aus der Beobachtung wird ein praktischer Eingriff in die »hermeneutische Si-

tuation« eines mäandernden Faches, wenn die Affinität zur Einheitswissenschaft, unzufrieden über ihre mangelnde Durchsetzungskraft, die Flucht nach vorn antritt in den Gründungsakt, der die Einheit in der Differenz aufkündigt, gerade wenn er ein Mandat für den Alleinvertretungsanspruch reklamieren sollte (was aber umstritten bleibt).

Angeheizt und eigentümliche Weise modifiziert – nämlich transponiert aus dem Diskursiven in das höchst Praktische, das die Alimentierung tangiert – wurde der Streit um die Normen für ein einheitliches Faches jüngst durch die im Herbst des vergangenen Jahres vollzogene Gründung der »Akademie für Soziologie«. Die Auseinandersetzung um die kausale Erklärung wird transponiert in den Zwist um die Erklärung einer institutionellen Unabhängigkeit, die den Argwöhnischen Sezession mit vermessenem Anspruch, den Verfechtern aber eine Konzentration auf das Wesentliche und die fällige Konstitution einer Adresse für Anfragen von außen bedeutet. Zumindest die Kritikerinnen einer solchen Wendung des Streits der Fakultäten in die Neugründung mit Anstaltscharakter machen das Bedenken hörbar, dass die Herabstufung des Polyzentrismus der Paradigmen zur Toleranz gegenüber Varianten nur einer paradigmatischen Option – entgegen expliziter Verlautbarung – das Gespräch de facto abbricht. Zugleich muss diese Kritik der Gegenseite aber ohne Zweifel die Möglichkeit einräumen, auf der Ebene performativer Implikationen jenem Bekenntnis auf Gesprächsbereitschaft Gelegenheiten zur Bewährungsprobe auf Einlösung des Anspruchs einzuräumen.

Ganz in diesem Sinne hat die »Zeitschrift für theoretische Soziologie« in den letzten Jahren in ständiger Mühe um optimale Annäherung an die regulative Idee der Unvoreingenommenheit sich bemüht, ganz unterschiedliche und womöglich untereinander unverträgliche »Soziologien« zu Wort kommen zu lassen und der wechselseitigen Bezugnahme aufeinander wenigstens Gelegenheiten zu geben. Die »Ökumene« als Richtlinie der Herausgebertätigkeit ist noch kein Äquivalent für die Einheit des Faches, zumal die Herausgeber und die Redaktion der ZTS sich gerade in der Einheitsfrage nicht festlegen wollen. Aber gerade deshalb entspricht einer adäquaten Form der Zurückhaltung in Sachen theoretischer Festlegung eben auch die Bereitschaft, sowohl der Forderung nach Vereinheitlichung der theoretischen Grundlagen der Soziologie (siehe: ZTS-Forum zu Uwe Schimanks Vorschlag einer »integrativen« Theorie, ZTS 2/15) als auch dem Bekenntnis zur Unhintergebarkeit einer gewissen fachinternen Inkommensurabilität (siehe ZTS-Forum zu Heinrich August Schüleins (Multiparadigmatik, ZTS 2/17)) Raum zu geben.

Vor diesem Hintergrund sind die Herausgeber und die Redaktion der ZTS besonders erfreut, im Nachgang zur Herbsttagung der DGS-Sektion »Soziologische Theorie« im Dezember 2017 an der WWU in Münster, die sich mit Formen der soziologischen Erklärung befasst hatte, Hartmut Esser für eine Stellungnahme in Sachen Akademiegründung gewonnen zu haben. Der Text Hartmut Essers adressiert dabei direkt die fließenden Übergänge zwischen *fachpolitischen* Kontroversen und dem theoretischen Streit um die Vielfalt der Paradigmen. Denn Esser macht Zusammenhänge zwischen der eher wissenschaftstheoretischen Diskussion über die Erfahrungsgrundlage, die Erklärungsnormen sowie den sozialen bzw. politischen Auftrag der Soziologie und die Gründung einer Akademie für die Soziologie ausdrücklich zum Thema. Beantwortet wird der Esser'sche Es-

say von einer Reaktion Stefan Hirschauers, der – wie Esser selbst – nicht nur die alten Fäden der vertrauten Debatten über den vermeintlich sakrosankten Status einer sehr spezifischen Erklärungsform wiederaufnimmt, sondern darüber hinaus die Auseinandersetzung über die Gründung der Akademie in das Licht einer umfassenderen Analyse der rezenten »Paradigmen-Lage« des Faches rückt.

Die Herausgeber und die Redaktion der ZTS danken beiden Autoren für ihre Bereitschaft, die Debatte – überdies mit einer heute selten gewordenen und eigens hervorzuhebenden Zügigkeit in der Durchführung – in der Zeitschrift für Theoretische Soziologie aufgenommen zu haben. Die Hoffnung sowie die redaktionelle Absicht darf an dieser Stelle formuliert werden, dass der Abdruck der beiden Essays von Esser und Hirschauer nur einen Anfang der Diskussion markiert: **die Leserinnen und Leser der ZTS sind bei diesem speziellen thematischen Fokus eingeladen, sich an der folgenden Diskussion zu beteiligen (Kontakt: zts@wwu-muenster.de)**

Die Herausgeber und die Redaktion der ZTS